

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Josef Hürkamp: Heideseide und Teufelszwirn (*Cuscuta epithymus* Mu. und *europaea* L.)

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Dichtezahlen in anderen europäischen Ländern, so kann sie als relativ dicht besiedelt angesehen werden. Nur in den Niederlanden mit 100 Paaren je 1000 km² und in Dänemark mit 40 Paaren je 1000 km² ist die Dichte höher, in Südschweden ist sie mit 20 etwa gleich, wohingegen sie in allen anderen Ländern niedriger liegt.

Zusammenfassend ergibt also die Zählung des Brutbestandes des Haubentauchers rund 750 Brutpaare für Niedersachsen, von denen etwa zwei Drittel auf die beiden großen Gewässer Dümmer und Steinhuder Meer entfallen. Eine Zu- und Abnahme des Bestandes in den letzten fünf Jahren konnte nicht belegt werden, wenn auch eine gewisse Tendenz zur Zunahme erkennbar ist. Der Bruterfolg 1975 betrug 2,05 Junge je erfolgreiches Brutpaar. Für die Bundesrepublik Deutschland ergibt sich ein Bestand von etwa 5400 Paaren.

Literatur:

- Hölscher, R., Müller, G. B. K., Petersen, B. Die Vogelwelt des Dümmer-Gebietes. (1959).
- Petersen, B. Der Dümmer in „Naturschutzgebiete im Oldenburger Land“. (1975).
- Zang, H. Bestandsaufnahme des Haubentauchers (*Podiceps cristatus*) in Niedersachsen und Bremen 1974 in „Vogelkundliche Berichte aus Niedersachsen“. (1976).
- Berndt, R. K. Haubentaucher in „Vogelwelt Schleswig-Holsteins“. (1974).
- Leys, H. N., de Wilde, J. J. F. E. Het voorkomen van de fuut *Podiceps cristatus* in Nederland in „Limosa“. (1971).
- Prestt, J., Mills, D. H. A census of the Great Crested Grebe in Britain in „Bird Study“. (1966).

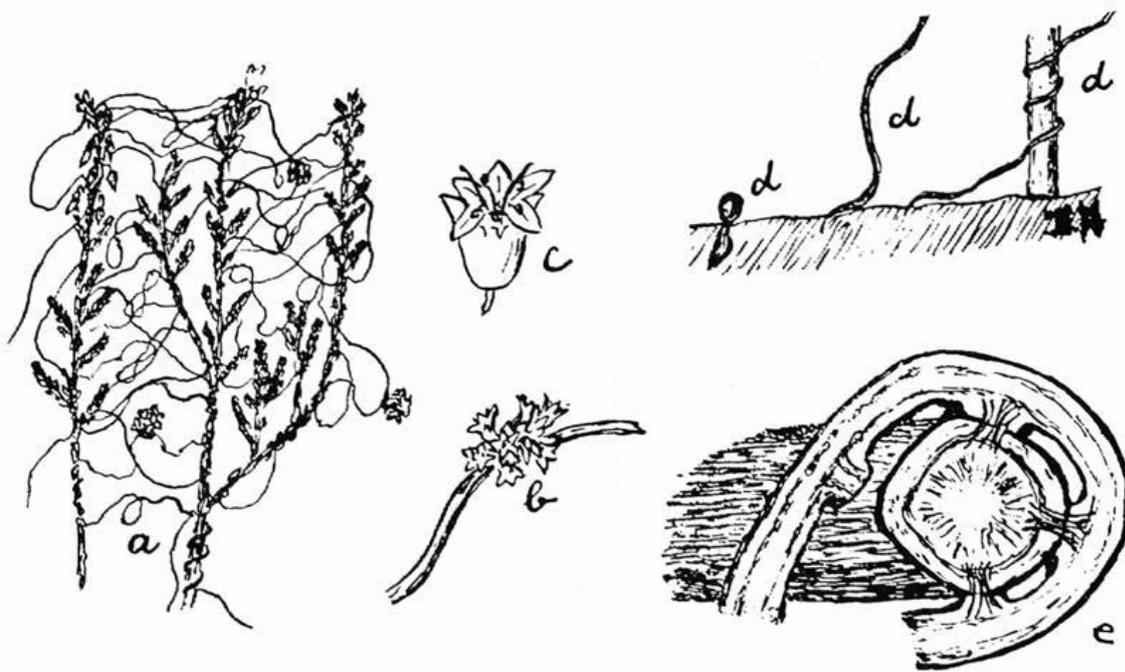
Heideseide und Teufelszwirn (*Cuscuta epithymus* Mu. und *europaea* L.)

VON JOSEF HURKAMP

Die Heide blüht. Endlich ein klarer, sonniger Tag, wie geschaffen zur Heidewanderung. So ist unser Entschluß schnell gefaßt, und wir atmen in vollen Zügen den eigenartig herben Duft des Heidekrautes.

Leises Summen verrät uns, daß wir hier nicht die einzigen Besucher sind. Tausende von emsigen Bienen fliegen von Glöckchen zu Glöckchen, um noch möglichst viele Zellen mit süßem Honig zu füllen für die strenge Winterzeit und — für den Imker. Sie sind hier gern gesehene Gäste; erweisen sie doch durch ihren Besuch der Heide einen großen Dienst, indem sie, freilich unbewußt, die Befruchtung vermitteln. Doch auch an Zechprellern und Blutsaugern fehlt es dem Heidewirt nicht. Während wir noch dem geschäftigen Treiben der Bienen zusehen, fällt unser Blick unwillkürlich auf einige kleine Büsche der Besenheide, welche mit vielen zwirnsdünnen, purpurroten Fäden übersponnen und verbunden sind. (Abb. a). Eine genauere Betrachtung zeigt, daß die einzelnen Zweige zwei- bis dreimal umwunden sind und die Fäden dann zu andern Sprossen regellos durcheinander laufen. Auch Knoten fehlen in diesem dichten Gewirr nicht (Abb. b). Sie sind etwa nadelkopfgroße Knäuel, welche aus etwa zehn kleinen, blaßroten, sitzenden Blüten bestehen (Abb. c). Wir haben also nicht das Gespinst irgend eines





Heideseide

- a) umspinnt die Besenheide, b) ein Blütenknäuel, c) einzelne Blüte, d) Keimung, e) Saugwarzen dringen in die Wirtspflanze

Tieres vor uns, sondern eine Pflanze, wenn wir auch trotz allen Suchens weder Blätter noch Wurzeln an ihr finden können. „Heideseide“ oder „Quendelseide“ nennt sie das Volk nach ihren haarfeinen, glänzendroten Stengeln, während die etwas derbere, grünrote Schwester, welche auf Hopfen und Brennesseln zu finden ist, den weniger schönen, aber viel bezeichnenderen Namen „Teufelszwirn“ oder „Düwelstwern“ oder „Düwelsneigaorn“ (auch Hopfen-Seide oder Europäische Seide) erhalten hat.

Ihre nächsten Verwandten sind die Winden, von denen die Zaunwinde durch ihre großen, reinweißen Trichterblüten allgemein bekannt und beliebt ist. Ihre „Tuten“ schmücken vielfach verwilderte Hecken und Schuttplätze (auch „Muttergottesgläschen“, „Tutenbloom“ und „Pißpöttkes“ im Volksmund genannt). Die Winden haben jedoch Wurzeln und Blätter, leben daher völlig selbständig und gebrauchen die anderen Pflanzen nur als Stütze, um zum segenspendenden Licht emporzusteigen.

Allen Seiden aber fehlen diese so überaus wichtigen Organe, sie sind daher nicht imstande, Nahrung aus der Erde aufzunehmen und sie zu verarbeiten. Sie saugen einfach ihre Wirtspflanzen (Heide, Thymian, Brennessel, Flachs, Klee u. a.) aus, leben also ganz auf Kosten anderer, sie schmarotzen.

Infolgedessen ist auch ihr Lebensgang ein ganz anderer als bei den meisten Blütenpflanzen. Die Samenruhe dauert bei den Seiden verhältnismäßig lange. Ihre Keimung beginnt erst, wenn die anderen Pflanzen desselben Standortes den Höhepunkt ihrer Entwicklung fast erreicht haben, geht dann aber auch sehr schnell vor sich. Dies hat für sie den großen Vorteil, daß sich hier dann schon möglichst viele Pflanzen entwickelt haben und sie viel

leichter in nächster Nähe Wirtspflanzen finden. Darauf sind sie schon von Anfang an angewiesen, denn der Keimling ist nur ein kurzer, dünner Faden, ohne eigentliche Wurzel und ohne Blätter (Abb. d). Das kolbenförmig verdickte untere Ende senkt sich kaum in den Boden hinein, um sich hier an Erdteilchen festzukleben. Die Spitze trägt keine Keimblätter, sondern streckt sich als 1—2 Zentimeter langer Faden empor, wirft die Samenhaut ab und macht langsam kreisende Bewegungen in der entgegengesetzten Richtung des Uhrzeigers. Sie vollendet in einer Stunde etwa 3—4 Windungen, um eine Stütze zu suchen. Gelingt ihr dies nicht, so streckt sie sich auf Kosten des kolbenförmigen unteren Endes immer mehr. Der Kolben schrumpft dadurch nach und nach ein und vertrocknet endlich. Dadurch fällt der Keimling zuletzt zu Boden. Liegen mehrere Keimpflanzen nahe beieinander und erreichen sie längere Zeit keine Wirtspflanze, so greifen sie sich gegenseitig an; die eine wird zur Wirtspflanze und fällt der anderen zum Opfer. Immerhin vermag ein Keimling eine 4—5 Wochen lange Hungerzeit zu ertragen, ehe der Tod eintritt. Hat der Keimling jedoch eine ihm zuzugewandte Wirtspflanze gefunden, so beginnt die Seide sofort ihre blutsaugende Tätigkeit. Mit zwei bis drei engen Windungen schnürt sie ihr Opfer ein; an der Berührungsstelle schwellen die Fäden an und bilden Warzen. Durch den Berührungsreiz werden Fermente ausgeschieden, das sind besonders gearbeitete Stoffe, welche befähigt sind, Zellstoffe, Kork, sowie verholzte Zellen aufzulösen. Nun dringen Saugzellen durch die Rinde in das Innere des Wirtes ein, und es beginnt die Ausbeutung (Abb. e). Die Seide erhält reichlich Nahrung, wächst rasch in steilen, losen Windungen zum Licht empor, verzweigt sich und sucht neue Opfer, weil der erste Wirt sonst durch den Nährstoffraub völlig zu Grunde gehen würde. So wechseln die flachen, straff anliegenden, mit Saugwarzen versehenen Windungen mit den steilen, kletternden, regelmäßig ab, und es entsteht jenes Gewirr von Fäden, welches uns zuerst in die Augen fiel. Das untere Ende der Seide stirbt ab, und so wird sie zur reinen Überpflanze.

Ihr Nektar wird von Wespen, Grabwespen und Falterwespen nachgesucht, die dabei die Bestäubung vermitteln. Bei andauerndem Regenwetter bleiben die Blüten geschlossen und befruchten sich selbst. Tritt dann noch nachträglich gutes Wetter ein, so öffnen sich die Blüten doch noch, damit die Insekten den überflüssigen Pollen abholen können. Nach der Samenreife stirbt die Seide rasch ab.

Es liegt auf der Hand, daß die Seiden bei solcher Lebensweise dem Wachstum ihrer Wirte ungeheuer schädlich sind. Da nun einzelne Arten auch Kulturpflanzen wie Klee, Hopfen und Lein befallen, bilden sie eine Gefahr auch für den Landwirt, aber nur, wenn sie massenweise auftreten. Dies kann durch rechtzeitiges Ausrotten verhindert werden. Da die Erhaltung und Vermehrung nur durch die Samen geschieht, liest man in bedrohten Gegenden Angebote von „seidenfreiem Saatgut“.

Die Kräutermänner des Mittelalters nannten die Seide Filzkraut. So lesen wir: „Filzkraut in Wein gesotten und getrunken, thut auff die verstopfte Leber und Milz, reinigt das Geäder von zäher Feuchtigkeit. Dienet wider die Geelsucht, dann es treibet die Gallen durch den Harn und Stulgang auß“.

Ein Allerweltsbaum - der Holunder

VON MARTIN PILLE

Die ältere Generation wird sich sicher noch sehr wohl erinnern, daß in unseren Kindertagen die Mütter und Großmütter in den Sommermonaten viel Arbeit und Mühe auf ihre „Flärnbloomen“, die Blüten des Holunderstrauches verwandten. Wir Kinder bestiegen zur Blütezeit die Holundersträucher, die in großer Zahl bei jedem ländlichen Anwesen in Scheunenwinkeln, an den Ställen und an den Hecken wie „Untüg“ wuchsen und pflückten die dolbigständigen Blüten, die wie Blütenteller aussahen und die einen süßlichen, etwas unangenehmen, starken Duft ausströmten, der uns schon beim Pflücken zuwider war. Großmutter reichte die Blüten dann sorgfältig auf Fäden auf und hing sie zum Trocknen auf den zugigen Dachboden oder in die Wagenremise. Sobald sie trocken waren, wurden sie in der Hausapotheke aufbewahrt. Bei Erkältungen im Winter gab es dann den heißen, schweißtreibenden „Fliedertee“, der manchmal auch mit heißer Buttermilch vermischt, nicht immer von uns Kindern gern getrunken wurde, seinen Zweck aber sicherlich erfüllte. Zuweilen mußte der Tee sogar unter Tränen getrunken werden.

Aber nicht nur die Blüten, sondern auch die kleinen, schwarzen, saftigen Beeren, die so reich sind an dem Pflanzenblutfarbstoff Anthocyan, der auch im Rotkohl enthalten ist und bei der Blätterfärbung der Bäume im Herbst eine Rolle spielt, sammelte Mutter, bevor die beerenfressenden Vögel sie geholt hatten. Sie bereitete daraus Saft, Mus, Gelee und Marmelade. Mutter wußte noch von der blutreinigenden Kraft dieser kleinen, schwarzen Beere, die heute zum Aschenbrödel geworden ist, kaum noch gekannt und geachtet von einer Generation, die zu einer Blutreinigung teure Kuren macht. Und doch ließ uns auch der Schöpfer in seiner Güte diesen Strauch wachsen, damit wir ihn nützen gegen Krankheiten und Gebrechen.

Ein Allerweltsbaum ist der Holunder. Wir Jungen von damals wußten es. Wenn in den ein- und zweijährigen, kerzengeraden Schößlingen das weiße Mark im Innern abgestorben war, ließ es sich mit einem Stab aus dem Hohlzylinder mühelos herausstoßen. Was ließ sich dann nicht alles daraus herstellen: Flöten und Pfeifen, Wasserspritzen und Knallbüchsen. Sie ließen sich auch schnell wieder ersetzen, wenn sie in der Schule vom Lehrer requiriert wurden. Auch heute noch wächst der Allerweltsbaum bei uns, genauso zahlreich, genauso freigebig wie damals mit seinen weißgelben Blütentellern und den safttrotzenden Beeren. — Doch wer kennt ihn und besucht ihn noch!

